

In zwei Wochen startet der Göttinger Literaturherbst, das größte Festival seiner Art in der Mitte Deutschlands. Schriftsteller lesen aus aktuellen Werken, einige der angesehensten Forscher kommen teils exklusiv nach Deutschland. Vor allem mit einem starken Wissenschaftsteil will Festival-Organisator Christoph Reisner punkten. Und das Jugendprogramm hat er ausgeweitet.

Von Robotern und der Zukunft der Physik

Literaturherbst: Stark besetzte Wissenschaftsreihe mit vielen Göttingen-Bezügen

VON PETER KRÜGER-LENZ

Die Wissenschaftsreihe mit der Max-Planck-Gesellschaft ist unser Flaggschiff, sagt Christoph Reisner, Leiter des Göttinger Literaturherbstes. Es sei „der größte, teuerste und internationalste Bereich“. Rund 50000 Euro, also ein Drittel des Etats, koste dieser Part des Festivals. Und Prof. Helmut Grubmüller, Direktor am Max-Planck-Institut (MPI) für biophysikalische Chemie in Göttingen, unterstreicht: „Es ist eine absolut attraktive Teilnehmerliste.“

Eine Reihe von Forschungen und wissenschaftlichen Büchern, die beim Literaturherbst vorgestellt werden, hat Göttingen-Bezug. So hat der Kulturhistoriker Martin J. Sherwin in seiner preisgekrönten Biographie über J. Robert Oppenheimer dessen Göttingen-Zeit ein ganzes Kapitel gewidmet. Der Vater der Atombombe promovierte 1927 an der Georgia Augusta bei Max Born, das Kapitel ist laut Reisner mit viel Lokalkolorit angereichert (18. Oktober, 19 Uhr, Paulinerkirche).

Wissenschaftliche Monokultur

Grubmüller wird mit Lee Smolin, wie Grubmüller auch theoretischer Physiker, über dessen aktuelles Buch „Die Zukunft der Physik“ reden (25. Oktober, 19 Uhr, Paulinerkirche). Der Göttinger Wissenschaftler schätzt an dem Werk, dass Smolin darin vermittele, wie Wissenschaft funktioniert. Smolin geht von der aktuellen



Vor dem Literaturherbst: Organisator Christoph Reisner (links) und Prof. Helmut Grubmüller vom Max-Planck-Institut.

Pförtner

Situation aus, dass Quantenmechanik, die in Göttingen eine große Tradition besitzt, und Relativitätstheorie „beide hervorragend für sich funktionieren, aber nicht unter einen Hut zu bringen sind“. Hier prangert Smolin, den Grubmüller einen Freigeist nennt, „wissenschaftliche Monokultur“ an.

Zwei spezifische MPI-Themen macht Grubmüller beim

Thema „Robotics“ aus, das die beiden Experten Bruno Siciliano und Oussama Khatib vorstellen (24. Oktober, 19 Uhr, Paulinerkirche). „Roboter wollte man schon vor 40 Jahren bauen, und man kann sie immer gebrauchen“, meint Grubmüller. Derzeit vollziehe sich in diesem Bereich eine rasante Entwicklung, auch in Göttingen wird dazu geforscht. Schnittstellen

zwischen Mensch und Maschine seien dabei ein Thema wie auch die neue Art künstlicher Intelligenz. Siciliano und Khatib werden Roboter mitbringen.

Ein weiteres Thema von Interesse für Göttinger Forscher: Medizin. Florian Holsboer stellt sein Werk „Biologie für die Seele“ vor (17. Oktober, 19 Uhr, Paulinerkirche), in dem es um das genetische Profil geht. Und

Juli Zeh beschreibt in „Corpus Delicti“ einen fiktionalen faszinierenden Gesundheitsstaat (25. Oktober, 21 Uhr, Deutsches Theater, mit der Band „Slut“).

Tickets für das Festival gibt es bei Deuerlich, Weender Straße 33 in Göttingen, in der Tourist-Information im Alten Rathaus, Markt 9, und unter www.literaturherbst.com.

Chaos in Kopp's Welt

„Der einzige Mann ...“

VON JUTTA RINAS

Im Büro des IT-Spezialisten Darius Kopp thront ein Kreditkartenbeleg ganz oben auf einem Stapel unsortierter Reisekostenbelege. Und wenn „wegen irgendetwas ein Luftzug im Büro aufkommt“, schreibt Terézia Mora in ihrem neuen Roman „Der einzige Mann auf dem Kontinent“, dann nickt der Kreditkartenbeleg dem Büroinhaber zu „wie ein Freund“.

Der Haufen ist nicht die einzige „Baustelle“ im Büro. Auf

zwölf Quadratmetern ballen sich Kartons, Zeitschriften, Protokolle, Briefe, Memos, Rechnungen, Visitenkarten und zahllose Zettel. Das ist

erstaunlich, weil Kopp Fachmann

für papierlose Kommunikation ist. Das Chaos ist aber bezeichnend für Kopp's Welt, denn es entspricht im Roman der Wirklichkeit, in der er sich bewegt. Der gemütliche 100-Kilo-Mann aus der ehemaligen DDR arbeitet für eine Firma, deren Hierarchie und ihre Aufsplitterung in Tochter- und Subunternehmen so unübersichtlich ist wie Kopp's Büro.

Protziger Titel

Es ist nicht einmal geklärt, in welcher Funktion der Mann tätig ist. Er trägt zwar den protzigen Titel „Leiter des Büros für das deutschsprachige Mitteleuropa sowie Osteuropa“ und gilt als festangestellt. Aber die Firma zahlt nicht, 40000 Euro schuldet sie ihm. Genauso viel wie ein armenischer Kunde in bar vorbeibringt, um einen Teil seiner Rechnungen zu bezahlen.

In diesem Moment setzt der Roman ein und zeichnet akribisch die folgende Woche nach. Kopp ist nur mit einem beschäftigt: Er will sich bei seinen Chefs absichern, ob man das Geld akzeptieren kann oder wegen möglicher Geldwäscherei auf einem Herkunftsnachweis bestehen muss.

Der in Ungarn geborenen, deutschsprachigen Terézia Mora gelingt es nach langatmigem Anfang meisterhaft, diese verwirrende Realität abzubilden. Das schafft sie, weil sie auch die Gedanken, die Außenwirkungen anderer Figuren als Unterbrechungen in Kopp's Gedankenströme einarbeitet. Die 38-Jährige hat nach ihrem vielfach ausgezeichneten Roman „Alle Tage“ einen höchst kunstvollen Roman geschrieben.

Terézia Mora: „Der einzige Mann auf dem Kontinent“. Luchterhand. 384 Seiten, 21,95 Euro. Die Autorin liest daraus am 23. Oktober um 21 Uhr im Alten Rathaus Göttingen.

VON JUTTA RINAS

Es ist ein zutiefst zynischer Titel. Der „Unendliche Spaß“ in David Foster Wallace' gleichnamigem Roman ist weit davon entfernt, komisch zu sein. „Unendlicher Spaß“ heißt in dem Buch, das in einer irrwitzigen Spaßgesellschaft der Zukunft spielt, ein Unterhaltungsfilm mit tödlicher Wirkung, der jeden Zuschauer der-



David Foster Wallace EF

Hochkomplex und wissensreich

Jetzt auf Deutsch: David Foster Wallace' Roman „Unendlicher Spaß“

art bannt, dass er über der Glotzerei kriecht.

Seit dem 12. September 2008 wirkt der Romantitel aber noch bitterer. An diesem Tag erhängte sich der Mann, der in „Unendlicher Spaß“ einer von Sex, Drogen und Unterhaltungskultur bestimmten Welt den Spiegel vorhält. Das Leben des amerikanischen Kultautors ist offenbar sehr weit entfernt von Spaß gewesen.

20 Jahre hatte Foster Wallace an schweren Depressionen gelitten. Drogen hatte er genommen, um seinen psychischen Abgründen zu entkommen. Kurz vor seinem Tod hatte er das Antidepressivum abgesetzt, weil er die Nebenwirkungen fürchtete, die Antidepressiva haben, wenn man sie lange nimmt. Als die Depressionen

wiederkamen und plötzlich nicht einmal mehr das alte Medikament half, nahm sich der Autor 46-jährig das Leben.

Der „Unendliche Spaß“ ist Foster Wallace' Hauptwerk, mit dem ihm 1996 der Durchbruch gelang: hochkomplex und wissensreich wie Thomas Pynchons postmodernes Universum konstruiert, aber viel mehr an der Gegenwart orientiert. Lange Zeit galt es als ebenso genial wie unübersetzbar: wegen der vielen Fremdwörter aus Bereichen wie Mathematik oder Medizin oder abseitigen Begriffen, die er an den entlegensten Stellen fand. Erschwerend kommt hinzu, dass der Autor Slangs und Dialekte imitiert – und in seinem Text mit geschickt eingebauten Zitaten auf andere literarische Wer-

ke verweist. Übersetzer Ulrich Blumenbach hat sechs Jahre lang an dem 1547 Seiten langen Werk gearbeitet.

Suggestive Kraft

Die Faszination des Romans liegt in der suggestiven Kraft der Figuren und der sprachlichen Bilder begründet. In „Unendlicher Spaß“ gibt es Passagen, die man in seine Träume mitnimmt – auch wenn es manchmal Albträume sind. So intensiv, so eindringlich, so wortgewaltig sind sie gestaltet. Da gibt es Kate Gompert, die sich nach einem Selbstmordversuch in der Psychiatrie befindet. Sie schreit ihrem Arzt ihre Verzweiflung ins Gesicht. Foster Wallace findet an Stellen wie diesen (und es gibt viele Verzweifelte, Suizidgefährdete

und Verrückte in dieser Gesellschaft) Worte für Gefühle, die so furchtbar sind, dass man sie mit einer konventionellen Sprache nicht beschreiben könnte. Nach dem Erscheinen des Romans in den USA hielten viele Kritiker diese Passagen für die am „dichtesten“ konstruierten. Heute weiß man, warum: weil Foster Wallace, der seine Erkrankung geheim gehalten hatte, aus Erfahrung spricht.

Er wolle die Gefahren einer Welt, die aus Amüsement und Entertainment besteht, aufzeigen, die nicht nur voller Glamour, sondern auch voller Kälte sei, hat Foster Wallace gesagt. Das ist ihm auf verstörende wie einzigartige Weise gelungen.

David Foster Wallace: „Unendlicher Spaß“. Kiepenheuer & Witsch. 1547 Seiten, 39,95 Euro. Ulrich Blumenbach, Übersetzer des Werkes, ist am 24. Oktober um 21 Uhr zu Gast im Alten Rathaus.

„Dünne Staatssymbolik“

Politologe Münkler: Mythenarme Nation

VON KARL-LUDWIG BAADER

Unserem Staat fehle es an Symbolen, an positiven Identifikationsmöglichkeiten, heißt es immer wieder. Besonders in Krisenzeiten fehlten jene Mythen, die Zuversicht schaffen. Das meint der Berliner Politologe Herfried Münkler. In seiner spannenden Studie „Die Deutschen und ihre Mythen“ bemängelt er unsere „dünne Staatssymbolik“.

Münkler beschreibt, wie es dazu gekommen ist. In der Vergangenheit entfalteten kollektive Hirngespinnste sehr wohl reale Wirkungen. Sie motivierten und mobilisierten politische Bewegungen, waren Gegenstand ideologischer Deutungskämpfe

und propagandistischen Missbrauchs.

Kaiser Barbarossa stand in der ironischen Sichtweise von Heinrich Heine für die Hoffnungen des Vormärz, später dann für den Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion (Deckname „Unternehmen Barbarossa“). Der Nibelungen-Mythos beschwor Heldenmut, Opfergang und Verrat (Dolchstoßlegende). Die Figur des Faust (mal diabolisch, mal heroisch) beschäftigte die Phantasie. Es sind Mythen, die ein Überlegenheitsgefühl begründeten.

Kaum einer dieser Mythen war nach dem Krieg zu retten, waren sie doch alle vom Missbrauch durch die Nationalsozialisten diskreditiert. In der Bun-

desrepublik, die sich mit politischer Symbolik schwer tat und aus dieser Not die Tugend der Nüchternheit gemacht hat, ist es nicht mehr gelungen, an diesen Mythenbestand anzuknüpfen. Dagegen versuchte die DDR-Führung, sich als Erbe des „Antifaschismus“ zu gerieren.

Zu wenig Erzählung

Die mythenarme Bundesrepublik hat sich als stärker erwiesen – nicht zuletzt aufgrund der Ausstrahlung des „Wirtschaftswunders“, das Münkler allerdings nicht als „Gründungsmythos“ wertet. Auch der „Verfassungspatriotismus“ erscheint dem Autor nicht als Ersatz – er wirft den westdeutschen Intellektuellen vor, Kritik, aber zu wenig Erzählung geboten zu haben.

Einer der Vorzüge seines Buches ist es, dass es auch genug Material liefert, das nahelegt, den Schlussfolgerungen des Au-

tors nicht zu folgen. Die Frage, worin denn ein zeitgemäßer Mythos bestehen soll und wie man ihn etablieren könnte, beantwortet Münkler nicht. Überzeugend weist er nach, warum es nicht gelingen konnte, etwa den 9. November zu einem zentralen Gedenktag zu machen. Er hätte die Verdienste, die sich die ostdeutsche Protestbewegung um die deutsche Einheit gemacht hat, hervorgehoben und nicht, wie der 3. Oktober, das Geschick westdeutscher Politiker gefeiert.

Bleibt die Frage, wie notwendig ein solcher Mythos überhaupt ist. Münkler greift ein gängiges Argument auf, wenn er ihn als Stärkungsmittel gegen die „German Angst“ verschreiben will, also das immer wieder konstatierte besonders ausgeprägte Sicherheitsbedürfnis der Deutschen und ihre Ängstlichkeit gegenüber Neuerungen. Aber erreichen die Deutschen in



Herfried Münkler EF

der gegenwärtigen Krise tatsächlich einen im Vergleich zu anderen westlichen Ländern höheren Hysteriepegel?

Herfried Münkler: „Die Deutschen und ihre Mythen“. Rowohlt. 606 Seiten, 24,90 Euro. Der Autor liest am 18. Oktober um 11.15 Uhr im Deutsches Theater aus seinem Werk.